

»... nicht uninteressanter als andere Dinge auch«

Zeitgeschichte der ostdeutschen Hochschulen aus der Sicht ihrer Akteure

Daniel Hechler
Peer Pasternack
Halle-Wittenberg

Die Geschichte des Umgang mit der NS-Vergangenheit der westdeutschen Hochschulen ist bekannt: Zunächst bescheinigten sich diese in den Nachkriegsjahren, wesentlich unbeschädigt durch die Jahre der nationalsozialistischen Diktatur gekommen zu sein; etabliert wurde dementsprechend ein Narrativ

der akademischen Selbstbehauptung gegen das von außen gekommene nationalsozialistische Übel.¹ Nur wenige, besonders kompromittierte Wissenschaftler wurden nach Kriegsende dauerhaft aus dem akademischen Betrieb ausgeschlossen. Daher regte sich erst infolge eines Generationswechsels seit den 1960er Jahren Widerstand gegen die Beschönigungen.

Historische Forschungen dokumentierten dann nicht nur die institutionelle und wissenschaftliche Einbindung der Hochschulen in den Nationalsozialismus; ebenso zeigten sie – oftmals mit einem moralisch aufgeladenen Enthüllungsgestus – deren Verdrängung in den Nachkriegsjahren auf.² Die sich damit formierende kathartische Geschichtskultur bezog sich zumeist implizit auf ein überzeitliches Ethos der Wissenschaften und zielte auf die Anerkennung und Annahme der historischen Verantwortung.

In einer dritten, gegenwärtigen Phase stehen weit weniger die Fragen der Bewährung oder des Versagens, der Selbstbehauptung oder der Verstrickungen akademischer Eliten im Vordergrund. Der Fokus liegt nun auf Fragen nach den inneren und äußeren Funktionsmechanismen der universitären Anpassung in der nationalsozialistischen Diktatur, nach der

¹ siehe z.B. Studienausschuss für Hochschulreform: Gutachten zur Hochschulreform (»Blaues Gutachen«) 1948, dok. in: Rolf Neuhaus (Hg.), Dokumente zur Hochschulreform 1945-1959, Wiesbaden 1961, S. 289-368

² siehe etwa Rolf Seeliger (Hg.): Braune Universität. Deutsche Hochschullehrer gestern und heute. Eine Dokumentation, unt. Mitarb. v. Dieter Schoner und Hellmut Haasis, 6 Bde., München 1964-1968

Kompatibilität von deutscher Universität mit den Zielen und Normen des Nationalsozialismus.³

Im Vergleich dazu sind die Ausgangsbedingungen einer zeitgeschichtlichen Selbstbefragung der ostdeutschen Hochschulen hinsichtlich ihrer SBZ/DDR-Vergangenheit radikal verschieden: Drei Hochschulreformen hatten deutliche Spuren in der Hochschulstruktur hinterlassen. Die bürgerlichen Akademiker waren – mit deutlichen Unterschieden zwischen den Einzeldisziplinen – sukzessive durch Angehörige der eigens ausgebildeten sozialistischen Intelligenz ersetzt worden. Während sich die Rückkehr der westdeutschen Hochschullehrerschaft in die Scientific Community nach 1945 ohne tiefgreifende Änderungen vollzog, wurde nach dem Zusammenbruch der DDR das sozialistische Wissenschaftssystem abgewickelt. Parallel zum Institutionen- erfolgte ein Personaltransfer von West nach Ost, der einen radikalen Elitenaustausch im Hochschulbereich bewirkte.⁴

Ebenso verschieden zur Nachkriegszeit sind die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen die zeitgeschichtliche Selbstbefragung der Hochschulen zu ihrer DDR-Vergangenheit stattfindet. Statt des kommunikativen Beschweigens nach 1945 setzte bereits während des Umbruchs 1989/90 eine massive öffentliche Abrechnung mit dem sozialistischen Staat ein. Zugleich erfolgten erste Schritte, um eine umfassende Geschichtsaufarbeitung zu gewährleisten. So wurden in den folgenden Jahre mittels Justiz, Lustration, öffentlicher ritueller Aufklärung sowie Öffnung der Akten des sozialistischen Systems für wissenschaftliche, publizistische und individuelle Nachforschungen alle vier möglichen Wege der Geschichtsaufarbeitung beschritten.⁵

Trotz – oder gerade wegen – dieser deutlich besseren hochschulinternen und -externen Ausgangsbedingungen sehen sich die ostdeutschen Hochschulen wiederholt dem Vorwurf ausgesetzt, sich nur unzureichend mit der eigenen Zeitgeschichte auseinanderzusetzen.⁶ Als zentrale Ursa-

³ Martin Sabrow: Die deutsche Universität im Nationalsozialismus, in: Christoph Cornelißen/Carsten Mish (Hg.), Die Universität an der Grenze. Die Universität Kiel im Nationalsozialismus, Essen 2009, S. 379–402, S. 379f.

⁴ Peer Pasternack: Wissenschaftspersonal als Transformationsproblem. Resümee eines unverdauten Vorgangs, in: Petra Boden/Frank-Rutger Hausmann (Hg.), Evaluationskultur als Streitkultur, Bielefeld 2005, S. 494–509

⁵ Timothy Garton Ash: Vier Wege zur Wahrheit. Machen wir es richtig? Wie machen es die anderen? Eine Zwischenbilanz, in: Die Zeit, 2.10.1997, http://www.zeit.de/1997/41/Vier_Wege_zur_Wahrheit (15.3.2011)

⁶ zuletzt: Rainer Eckert: Politische Repression, Opposition und Widerstand an ostdeutschen Universitäten unter der kommunistischen Diktatur. Erfolge und Defizite ihrer Erforschung, in: Tobias Kaiser/Heinz Mestrup (Hg.), Politische Verfolgung an der Friedrich-Schiller-

chen dafür werden meist drei ausgemacht: eine »gegenrevolutionäre« Rolle der Hochschulen im Herbst 1989, die sich im Beschweigen der eigenen Zeitgeschichte fortsetze; die Furcht vor negativer Außenwahrnehmung der Hochschule, wenn die Zeitgeschichte Schatten auf deren aktuelles Image werfen könnte; schließlich wahlweise ein Zuwenig oder Zuviel an überkommener ostdeutscher Belegschaft.

Die Defizitdiagnosen ziehen als Bewertungsmaßstab oftmals den heute, d.h. nach über 50 Jahren erreichten Stand der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus heran. Vor allem aber beruhen sie typischerweise nicht auf empirischen Bestandsaufnahmen. Eine genauere Prüfung der pauschalen Bewertungen dessen, was die ostdeutschen Hochschulen zur zeitgeschichtlichen Selbstaufklärung unternehmen, ergibt jedoch ein weit heterogeneres Bild.⁷

Nicht Inaktivität oder generelles Desinteresse sind als zentrale Probleme der ostdeutschen Hochschulen zu notieren, wenn es um die Bearbeitung ihrer eigenen Zeitgeschichte geht. Festzuhalten ist eher, dass einmal erreichte Intensitäten und Niveaus der Befassung nicht intern standardsetzend wirken. Trotz eines recht hohen Forschungsstands sind daher an den ostdeutschen Hochschulen vor allem zwei Unzulänglichkeiten zu beobachten: Diskontinuität in der Reflexion der eigenen Zeitgeschichte sowie defizitäre Popularisierungsanstrengen. Daraus wiederum resultiert nicht zuletzt eine geringe Verankerung der Forschungsergebnisse im Gedächtnis der Hochschulen.

Möchte man sich nun diesen sichtbaren Problemlagen nicht über den Rekurs auf ein überzeitliches Wissenschaftsethos oder den pathologisierenden Diskurs der Verdrängung erklären, dann ist zweierlei notwendig: Zunächst muss die Perspektive der Hochschulakteure selbst erhoben und einbezogen werden, um diese dann in Relation zur Funktionsweise der Hochschulen zu setzen.

Um die Akteursperspektive zu erschließen, werden im folgenden 24 leitfadengestützte Experteninterviews, die an insgesamt elf ostdeutschen Hochschulen geführt wurden, in einer Querschnittsanalyse ausgewertet. Die Interviewpartner waren in den letzten Jahren in herausgehobenen

Universität Jena von 1945 bis 1989. Wissenschaftliche Studien und persönliche Reflexionen zur Vergangenheitsklärung, Berlin 2012, S. 63–85; Ilko-Sascha Kowalczyk: Die Hochschulen und die Revolution 1989/90. Ein Tagungsbeitrag und seine Folgen, in: Benjamin Schröder/Jochen Staadt (Hg.), Unter Hammer und Zirkel. Repression, Opposition und Widerstand an den Hochschulen der SBZ/DDR, Frankfurt a.M. 2011, S. 365–408

⁷ vgl. Daniel Hechler/Peer Pasternack: Traditionsbildung, Forschung und Arbeit am Image. Die ostdeutschen Hochschulen im Umgang mit ihrer Zeitgeschichte, Leipzig 2013

Rollen – als Rektoren, Pressesprecher oder Historiker – an hochschulzeitgeschichtlichen Aktivitäten ihrer Hochschulen beteiligt.⁸

1. Außenbeziehungen: Hochschulen und Öffentlichkeit

Bereits ein erster Überblick über typische Äußerungen der Akteure lässt erkennen, dass gerade die jeweilige Funktion innerhalb der Hochschule deutlich die Einschätzungen bestimmt: Die Hochschulleitungen setzen andere Prioritäten als Geschichtswissenschaftler; die Öffentlichkeitsarbeit wird mit Problemlagen konfrontiert, die von denen der Archivare abweichen.

Für Hochschulleitungen und Öffentlichkeitsarbeiter etwa stellt im Rahmen ihrer weitgespannten Aufgaben die Zeitgeschichte der Hochschule lediglich einen untergeordneten Aspekt dar. Sie tritt nur dann ins Blickfeld, wenn sie höchst gegenwärtige Herausforderungen oder Probleme erzeugt – oder sich als deren Lösung anbietet. Für die Zeitgeschichte der Hochschulen gilt das vor allem für zweierlei Ereignisse: zum einen Jubiläen, die mit Darstellungschancen, aber auch -zwängen verbunden sind; zum anderen Skandalisierungen bzw. Konflikte, die neben Image-schäden vor allem Opportunitätskosten verursachen.

Dabei eröffnen Jubiläen, neben Gelegenheiten zur positiven Selbstdarstellung, auch Interaktionschancen zwischen den Hochschulmitgliedern, die z.B. deren Geschichtsbewusstsein stärken können. Hingegen sind zeitgeschichtsgebundene Skandalisierungen vor allem eines: störend. Die Hochschulleitungen müssen dann auf externe Prioritätensetzungen reagieren; Pressestellen verlieren die Fähigkeit zum autonomen Agenda Setting; zudem drohen relevante Organisationsbeziehungen zusätzlichen Belastungsproben ausgesetzt zu werden – seien es die zur Öffentlichkeit oder etwa zu Ministerien.

Vor diesem Hintergrund einer lediglich punktuellen Relevanz wird es verständlich, dass die Hochschulleitungen wie die Öffentlichkeitsarbeiter zu hochschulzeitgeschichtlichen Fragestellungen nur bedingt auskunftsfähig sind. Oder genauer: Sie sind auskunftsfähig in deutlicher Abhängigkeit von zeitlicher Nähe zu Jubiläen, grundlegenden Entscheidungen für oder gegen eine traditionsbezogene Imagebildung sowie wiederholter ex-

⁸ Die Interviews wurden vom 18.8. bis 1.9.2010 und vom 1.6. bis 26.9.2011 geführt. Die Auswertung geschieht anonymisiert. Die beruflichen Funktionen der Interviewpartner werden durch die gewählte Verschlüsselung angezeigt. Dabei steht **H** für Historiker/in, **HL** für Hochschulleitung, **ÖA** für Öffentlichkeitsarbeit.

terner oder interner Problematisierungen mit zeitgeschichtlichen Bezügen.

An den Fachhochschulen finden, so diese überhaupt ihre Geschichte thematisieren, Geschichtsbezüge nahezu ausschließlich im Kontext von Traditionsbildung statt. Diese steht im Dienste der Imagebildung bzw. der Generierung öffentlicher Aufmerksamkeit und erfolgt wesentlich über die Inszenierung von Hochschuljubiläen. Am Beginn steht in diesen Fällen eine recht pragmatische und dezidiert gegenwartsbezogene Marketingorientierung.

So stellt der Rektor einer Fachhochschule (HL2) einen direkten Bezug zwischen Traditionsbildung und Marketing her: Letzteres sei wesentlich Auslöser und Ergebnis der wissenschaftlichen Erschließung von Archivbeständen. Der Impuls zum Rekurs auf die Tradition habe aus der Unsicherheit über die Fortführung der Einrichtung resultiert, die während des Hochschulumbaus zu Beginn der 1990er Jahre herrschte: *»Für uns war ja in der Zeit während der Wende ganz entscheidend, schnell den Bezug zur praxisorientierten Ausbildung herzustellen«* – und damit zu eben jenem Aspekt, der dann als Grundlage der Traditionsbildung identifiziert wurde. Mit diesen strategischen Gebrauch der Geschichte, der vornehmlich auf die Steigerung der Studierendenzahlen zielt, habe die Hochschule *»schon Marketing-Strategie betrieben, da haben andere noch nicht daran gedacht«*.

Der Ausweis der Dignität der eigenen Traditionslinie erfolgt dabei wesentlich über erfolgreiche Absolventen, die vor 1933 an der Hochschule studiert hatten: *»Wir haben ständig am Image zu arbeiten, und da haben wir natürlich besonders unsere guten [historischen] Persönlichkeiten in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt und das eben nachgewiesen, dass die bei uns studiert haben.«* Aus dieser Fokussierung auf erfolgreiche Absolventen, aber auch auf eine frühere Internationalität und innovative Praxisorientierung resultiert freilich ein Abblenden der jüngeren Zeitgeschichte: *»Die Diktaturen müssen wir aussparen. Dort konnte die Hochschule nichts machen«*, das sich zur Traditionsbildung eignet.

Der Traditionsbezug fungiert hier wesentlich als Nachweis der eigenen Leistungsfähigkeit. Daraus resultiert, dass zwei Jahrzehnte nach der Eingliederung in das bundesdeutsche Bildungssystem allmählich eine Erweiterung der Selbstdarstellung auf erfolgreiche Absolventen dieser Jahrgänge möglich wird – nicht zuletzt, um nicht *»auf dieser Stufe der Nostalgie«* zu verharren. Dennoch werden auch künftig im Fünf-Jahres-Rhythmus die Hochschuljubiläen gefeiert werden. Auch hier ist eine klar strategische Ausrichtung erkennbar: Dient die traditionsbezogene Selbstdarstellung der Markenbildung, so wird diese in den Jubiläumsfeierlichkeiten erlebbar und festigt – so jedenfalls die Erwartung – die dauerhafte Bindung an die Hochschule.

Einen ähnlichen marketingorientierten Gebrauch der Geschichte lässt auch eine andere Fachhochschule (HL3) erkennen, so wenn der Zweck von Jubiläen

thematisiert wird, die nicht die konventionelle Teilbarkeit durch 25 aufweisen: »Da haben einige gesagt, das ist kein richtiges Jubiläum. Aber das war damals so eine Situation, da haben wir gesagt, es muss ein Ereignis her, das die Hochschule in den Fokus der Öffentlichkeit rückt.« Auch hier werden jubiläumsbegleitend in vergleichsweise hoher Frequenz hochschulzeitgeschichtliche Publikationen erstellt. Allerdings kann für deren inhaltliche Gestaltung nur in geringem Maße auf hochschulinterne Ressourcen zurückgegriffen werden. Daher müssen externe Historiker eingekauft oder ehemalige Hochschulangehörige ehrenamtlich verpflichtet werden.

Insbesondere aus dem Engagement letzterer resultieren gelegentlich interne Diskussionen über die Gewichtung einzelner Ereignisse. Diese Debatten um die angemessene Deutung der Geschichte (»interne Querelen«) werden meist nicht in den Publikationen abgebildet. Eher kommt es vor, dass über die angemessene Darstellung ambivalenter Sachverhalte oder Leistungen durch die Leitung entschieden wird.⁹ Diese folgt dann der Maßgabe, eine »Darstellung der Geschichte zu finden, die von der Mehrheit der Kollegen auch akzeptiert wird«. Die Publikationen zur Hochschulgeschichte zielen neben den Hochschulangehörigen vor allem auf die »Außendarstellung der Hochschule, in die Region hinein, in die Wirtschaft usw.«. Entsprechend wird die Geschichte der Hochschule weitgehend als Erfolgsnarrativ konzipiert: »Welche Erfolge hat die Hochschule geleistet, was war der Weg der Hochschule, wo waren die Schwierigkeiten, was hat sie auf dem Weg nach oben besonders ausgezeichnet.«

Marketingorientierung wird indes nicht nur durch Fachhochschulleitungen artikuliert, schließlich bildet auch für die universitäre Öffentlichkeitsarbeit die Sicherung des Organisationserfolgs das zentrale Bezugsproblem. Als institutionelle Sicherungsstrategien erweisen sich nicht nur Erfolge in den Kernbereichen Forschung und Lehre, sondern auch historische Legitimationsmuster.

Der Mitarbeiter einer Universitätszeitschrift konstatiert: »Unter dem Stichwort Hochschulgeschichte machen wir relativ viel ... Da gilt eigentlich immer ideell die Überschrift ‚Innovation kommt aus Tradition‘ – danach suchen wir auch aus, was wir inhaltlich machen – ... Das ist das, was uns als Redakteuren ... so immer im Hinterkopf schwebt.« Vorgestellt werden zum Beispiel frühere renommierte Wissenschaftler der Universität, »und das bringt natürlich auch Imagevorteile ... Es wird ja auch von der Uni bezahlt.« (ÖA1)

Die universitäre Presse- und Öffentlichkeitsarbeit muss weit stärker als die der Fachhochschulen pluralistische Ansprüche berücksichtigen, stehen doch hier Marketingerwägungen, Zeitzeugenerinnerungen und geschichtswissenschaftliche Reflexionen oftmals in weit stärkeren Maße in

⁹ Diese fehlende Ambiguitätstoleranz ist keineswegs ein Spezifikum der Fachhochschulen, sondern zumeist Resultat unzureichenden Deutungswissens. Dieses findet sich auch an Universitäten. So berichtet ein Historiker, dass man etwa in den Naturwissenschaften oftmals auf die Nennung herausragender Wissenschaftler verzichte, wenn diese als eindeutig politisch belastet gelten (H9).

Spannung zueinander. Entsprechend ist der universitäre Umgang mit der eigenen Geschichte sehr viel deutlicher durch geschichtswissenschaftliche Autorität und ethische Erwägungen geprägt. Gleichwohl weisen auch dort weniger geschichtspolitische Fragen den Rekursen auf die eigene Geschichte ihren Platz an als vielmehr das Interesse an der Darstellung gegenwärtiger Leistungen.

Zum Verhältnis von Hochschulgeschichte und -gegenwart im Hochschulalltag hält der Pressesprecher einer Traditionsuniversität mit Blick auf die hochschulinternen Adressaten prägnant fest: *»Universitätsgeschichte ist an sich kein spannendes Thema für eine breite Öffentlichkeit. Wenn ich das Heft [das Universitätsjournal] verkaufen müsste, würde ich vermutlich ... auf dem Titel sehr, sehr selten die Universitätsgeschichte nehmen, weil diese nur eine begrenzte, überschaubare Klientel hat. Man muss die Leute hier auf anderen Wegen ansprechen. ... Die Identität der Universität ist historisch, auch über das Logo. ... Die meisten wissen schon das Gründungsdatum ..., aber eine Identität ergibt sich aus dem, was man aktuell lebt. Das ist für die Leute viel wichtiger, entsprechend auch aktuelle Lehr- und Forschungsfragen ... Aktuelle Berichterstattung über Lehre, Forschung und Kultur – also die drei Säulen der Universität – stehen daher im Vordergrund.«* (ÖA4)

Insgesamt lässt sich zwar unter Mitarbeitern der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit eine hohe Sensibilität für zeitgeschichtliche Problemlagen ausmachen. Diese ist allerdings mit dem Bewusstsein gepaart, dass dabei nur in Ausnahmefällen Reputation zu gewinnen ist, jedoch Imageschäden möglich sind. Gerade bei heiklen Themen tritt die Medienlogik in Kraft, die – etwa im Hinblick auf die Wahrnehmung einer kritischen Diskussionskultur – der Logik der Wissenschaft deutlich entgegengesetzt ist.

Bedauernd verweist etwa ein Mitarbeiter einer Pressestelle darauf, dass gerade die aktive Teilnahme an zeitgeschichtlichen Debatten Symptom eines – unter dem Blickwinkel der universitären Außenwirkung – unzulänglichen Skandalmanagements darstellen kann: *»An manchen Stellen hat bei uns die Krisenkommunikation nicht geklappt, der Rektor war für entsprechende Ratschläge nicht sehr empfänglich, an manchen Stellen wäre es sicher klüger gewesen zu schweigen ... Man muss da nicht auf jedes Podium, wenn gerade wieder Ruhe eingekehrt ist. Das wäre besser gewesen. Aber das ist wahrscheinlich immer so, wenn der Chef nicht auf die Kommunikationsexperten hört. In der Sache aber ist die Universität immer korrekt vorgegangen, sie hat die Debatte nie angeheizt, sondern wollte vielmehr, dass Ruhe einkehrt.«* (ÖA3)

Während jedoch offene Diskussionen ebenso wie die Langfristigkeit wissenschaftlicher Reflexionsprozesse der universitären Öffentlichkeitsarbeit Sorgen bereiten, können die Ergebnisse zeitgeschichtlicher Forschungen durchaus helfen, aufkommende Debatten in ihrem Sinne zu beeinflussen: Mit dem Verweis auf solche Ergebnisse lassen sich skandalisierte zeitgeschichtliche Sachverhalte als im wesentlichen bekannt darstellen. Dies

kann dann auf Grund des Mangels an schuldhaftem Versagen der Hochschule die negative mediale Resonanz begrenzen.

Ohne die wissenschaftliche und geschichtspolitische Dimension zu reduzieren, betont ein Universitätspressesprecher die Dämpfung des zeitgeschichtlichen Skandalisierungspotenzials als positiven Effekt umfassender Forschung: *Solche Skandalisierungen »sind mediale Dinge, die wir aushalten müssen und dank der guten Vorarbeit inzwischen auch aushalten können. ... Das ist aber eine Sache, die erst später als Erkenntnis kam, dass das auch eine positive Entwicklung war«.* Wenn heute über zeitgeschichtliche Schattenseiten berichtet werde, *»dann habe ich eigentlich keine große Angst, dass sich die Leute darauf stürzen werden, ... denn das ist alles schon mal durch«.* (ÖA4)

Forschungsergebnisse erzeugen jedoch nicht nur eine gewisse Gelassenheit bezüglich der eigenen Zeitgeschichte. Zwar ist es kennzeichnend, dass – nicht zuletzt auf Grund der Präferenzen der Medien für Konfliktthemen und Zuspitzungen – umfangreiche zeitgeschichtliche Aktivitäten nur selten eine eigenständige mediale Würdigung erfahren. Allerdings können solche Würdigungen dann durchaus erfolgen, wenn positive Beispiele als Kontrast und kritischer Maßstab der Skandalisierung von Ereignissen an anderen Hochschulen benötigt werden.

So fanden etwa die Arbeitsergebnisse der Jenaer Senatskommission *»Aufarbeitung der Jenaer Universitätsgeschichte im 20. Jahrhundert«* in der breiteren Öffentlichkeit erstmals größere Beachtung, als im Umfeld der Debatte um die DDR-Qualifikationsarbeiten des seinerzeit designierten Präsidenten der Humboldt-Universität 2010 nach positiven Kontrastbeispielen gefahndet wurde.¹⁰ In solchen Kontexten lassen sich die hochschulzeitgeschichtlichen Aktivitäten auch wirksam als Alleinstellungsmerkmal vermarkten.

Es bleibt festzuhalten: Hochschulleitungen sowie Presse- und Öffentlichkeitsarbeit sehen sich wesentlich der Funktionserfüllung der Hochschule verpflichtet. In diesem Kontext wird der eigenen Geschichte als Traditionsquelle in unterschiedlichem Ausmaß ein unterstützendes Potenzial zugesprochen. Im Gegensatz dazu eignet sich die universitäre Zeitgeschichte kaum als Reservoir für Legitimationsgewinnung oder Identitätsbildung, sondern wird primär als mögliche Quelle von Störungen wahrgenommen. Daraus kann freilich kaum auf eine prinzipiell negative Bewertung zeitgeschichtlicher Selbstbefragung geschlossen werden. Allgemein wird der Befassung mit der eigenen Geschichte ein hoher Wert zugeschrieben – ein Wert freilich, der mit anderen konkurrieren muss.

¹⁰ Claudia van Laak: *Verschlossene Zeitzeugen. Ostdeutsche Hochschulen und ihre DDR-Vergangenheit.* Deutschlandfunk, Studiozeit Aus Kultur- und Sozialwissenschaften, 9.9.2010, 20:10 Uhr

So resümiert ein kritischer Historiker im Hinblick auf seine eigene Hochschule: *»Man kann vielleicht nicht sagen, dass die Hochschulleitung [...hochschulzeitgeschichtliche Aktivitäten...] aktiv bekämpft. Das Problem liegt eher im mangelnden Interesse, auch weil man ungünstige Presse vermeiden möchte, dass man das eben rein funktional betrachtet. Man möchte sich hier im Wettbewerb mit anderen Universitäten nicht in ein ungünstiges Licht stellen.«* (H6)

Deutlich wird damit aber nur, dass Hochschulen in diesem Kontext analog zu anderen Organisationen funktionieren. Diese – an sich triviale – Feststellung gewinnt einen gewissen Überraschungswert lediglich dadurch, dass in der öffentlichen Erwartungshaltung oftmals die Logik der Wissenschaften und die der Hochschulorganisation identifiziert werden. Die Spannung zwischen beiden Logiken durchzieht auch die Arbeit jener Historiker, die – zumeist im Vorfeld von Jubiläen – die wissenschaftliche Selbstreflexion der Hochschule mit ihren Forschungen betreiben.

2. Binnenverhältnisse: Forschung, Lehre, Organisation

Historiker als Geschichtsexperten bilden innerhalb der Universitäten¹¹ die natürliche Anlaufstation, wenn es darum geht, geschichtliches Wissen über die eigene Einrichtung zu generieren. Sie treten dabei in ihrer Doppelfunktion als Lehrende und als Forschende in Erscheinung. Als erstere bilden sie nicht nur Studierende aus, sondern prägen auch wissenschaftliche Interessen des Nachwuchses. Dazu kann auch das Interesse an der Hochschulzeitgeschichte gehören. Dieses setzt allerdings eine gewisse Anschlussfähigkeit des Themenfeldes seitens der Studierenden voraus – und die wird durchaus unterschiedlich beschrieben.

So variiert bereits die Einschätzung des studentischen Interesses an der SBZ/DDR-Geschichte beträchtlich. Im Einklang mit etlichen Studien zu den Wissensbeständen über die DDR-Geschichte unter Jugendlichen vermuten die meisten Interviewpartner bei den Studierenden eine Mischung aus Unkenntnis und gedämpftem Interesse hinsichtlich der DDR-Geschichte. Hingegen konstatieren die befragten Historiker übereinstimmend ein – teilweise besonders ausgeprägtes – Interesse an DDR-Themen unter den Studierenden der Geschichts- oder der Politikwissenschaft: *»Also ich mache viele Seminare zur DDR-Geschichte, das interessiert sie [die Studierenden] wahnsinnig.«* (H4)

Deutlich ambivalenter fallen die Prognosen aus, wie sich das studentische Interesse bei fehlendem biografischen DDR-Bezug entwickeln wird.

¹¹ Da Fachhochschulen nur in Ausnahmefällen über Historiker verfügen, fokussiert dieser Abschnitt wesentlich auf Universitäten.

Einige Historiker erwarten ein abnehmendes Interesse der Studierenden, so es nicht gelinge, Vergleichsaspekte oder Anknüpfungspunkte für gegenwärtige Problemlagen zu erschließen. Dagegen hoffen andere auch künftig auf eine bleibende, wenn nicht gar steigende Resonanz bei Studierenden für die SBZ/DDR-Geschichte. Diese Einschätzung speist sich zumeist aus dem Vergleich mit dem kommunikativen Beschweigen des Nationalsozialismus in den Nachkriegsjahren. Hier gilt die fehlende DDR-Erfahrung als Voraussetzung eines kritischen Umgangs mit der DDR:

»Ich glaube, dass das Interesse an der DDR nochmal wachsen wird. Das ist so ähnlich wie mit dem NS. Natürlich waren die Verbrechen in der DDR nicht so groß, aber junge Leute, die sich selbst politisch positionieren wollen, die werden ihre Eltern befragen – und die Eltern werden diesen Fragen oft nicht gerecht werden können. Da wird es keine 68er Bewegung geben, aber so ein bisschen was...« (H8)

Dieser insgesamt durchwachsenen Einschätzung des allgemeinen studentischen Interesses für die DDR, aber einer weitgehend positiven Bewertung für zumindest einen Teil der geistes- und sozialwissenschaftlichen Studierenden steht eine ambivalente Wertung der Aufmerksamkeit für die Geschichte der eigenen Hochschule gegenüber.

So identifizierten einige Historiker durchaus begeisterungsfähige Studierende, die Hochschulzeitgeschichte *»nicht uninteressanter als andere Dinge auch«* finden (H10). Diese positive Meinung – gelegentlich ist sogar von einer *»gewissen Begeisterung«* (H5) die Rede – ist insbesondere an den Hochschulen zu finden, welche die Erstellung ihrer Jubiläumsbände intensiv mit entsprechenden Lehrangeboten und der Erstellung von Qualifikationsschriften verbanden. Attraktiv wirkte dabei auf die Studierenden nicht nur die gute Erreichbarkeit des Universitätsarchivs oder die lebensweltliche Nähe zum Forschungsgegenstand. Als ebenso anziehend erwies sich die Einbindung in etablierte Forschungs- und Diskussionszusammenhänge sowie die damit einhergehenden Erfahrung der Relevanz der eigenen Forschungen.

Andere Hochschullehrer mussten hingegen zur Kenntnis nehmen, dass zwar DDR-bezogene Fragestellungen eine rege Nachfrage unter den Studierenden erzeugen, sich die Teilnehmerzahlen jedoch deutlich geringer entwickeln, sobald die Seminare auf die eigene Hochschulgeschichte fokussieren. Ähnlich ambivalent fallen Berichte zu hochschulzeitgeschichtlichen Veranstaltungen wie Ringvorlesungen oder Podiumsdiskussionen aus. Auch hier reicht das Erfahrungsspektrum von vollen Hörsälen bis zu leeren Auditorien.

Gemeinsam ist den meisten Interviewten die Meinung zu den Bologna-Reformen: Diese hätten die Ausgangsbedingungen für eine Beschäftigung mit der Hochschulzeitgeschichte im Studium nicht verbessert.¹² Darüber hinaus lassen die Interviewaussagen erkennen, dass die Einschätzungen der Historiker in auffälligem Maße das je eigene Interesse an der Hochschulzeitgeschichte reflektieren.

Während aber Geschichtswissenschaftler (wie auch die Hochschulleitungen oder die Öffentlichkeitsarbeiter) unisono ein zeitgeschichtliches Desinteresse unter der Studierendenschaft insgesamt vermuten, klammern die Historiker ausdrücklich ihre jeweils eigenen Studierenden aus. Bieten sie darüber hinaus Veranstaltungen zur Hochschulzeitgeschichte an und haben intensiv dazu publiziert, so konstatieren sie auch für dieses Feld ein gewisses studentisches Interesse – und umgekehrt: Veranstalten sie zu diesem Thema keine Vorlesungen oder Seminare (oder nur aufgrund von jubiläumsindizierten Zwängen), so dominiert auch hier die Beobachtung von studentischem Desinteresse.

Mithin: Je intensiver das Themenfeld die eigenen Interessen tangiert, umso stärker ist die Interessensunterstellung bei anderen. Unterhalb dieser interessengeleiteten Antworten wird zumindest zweierlei sichtbar: Es drängt Studierende weder aus ihrer biografischen Situation als temporäre Hochschulmitglieder heraus quasinatürlich zur zeitgeschichtlichen Befragung ihrer Bildungseinrichtung, noch ließen sie sich nicht für diese Aspekte interessieren. Hier gilt offenkundig, wie auch in anderen Bereichen des Studiums auch: Die Mobilisierung des wohl durchaus vorhandenen historischen Interesses hängt oft von Angebots- und Anreizstrukturen und nicht zuletzt vom persönlichen Engagement der Lehrenden ab.

Die großen Forschungsprojekte zur Hochschulzeitgeschichte wurden oftmals im Rahmen von Jubiläumsvorbereitungen durch die jeweilige Universität initiiert und zu großen Teilen auch finanziert. In dieser Konstellation existieren für die Universitätshistoriker zwei relevante Bezugspunkte: zum einen die *scientific community*, zum anderen ihre Sitzuniversität als Auftraggeber. Gelegentlich wird die Bindung der hochschulgeschichtlichen Forschungsarbeit an Jubiläen und die daraus resultierende

¹² Allerdings mit sehr unterschiedlichen Begründungen: So sehen einige durch die Umstellung auf die Bologna-Studiengänge den Freiraum für gesellschaftskritisches und politisches Engagement und damit die wesentliche Quelle für eine (durchaus politisierte) zeitgeschichtliche Selbstreflexion unzulässig eingeengt. Andere bemängeln eine Inkompatibilität von Modulstruktur und (z.B.) hochschulzeitgeschichtlichen Themen. Die Standardinhalte der Curricula ließen Lehrveranstaltungen zu Spezialthemen in der Regel nur zu, wenn sie als Zusatzangebote unterbreitet werden, die aber für den Pflichtstudienplan nicht anrechnungsfähig sind.

Auflösung der Forschungszusammenhänge nach Abschluss der darauf ausgerichteten Projekte als schmerzlich erlebt.

So bemängelt ein Historiker: *»Es ist ein bisschen traurig, dass mit dem Jubiläum alles so auseinander gelaufen ist. ... Dahinter stecken ja auch Recherchen, man produziert tonnenweise Papier.«* Die jubiläumsbezogene Forschung zur Universitätsgeschichte im Rahmen von Jubiläen *»ist ja immer als Sache auf Zeit gedacht, obwohl weiterhin wissenschaftlicher Bedarf besteht und man das Produzierte weiter nutzen könnte, um weitere Forschungen anzuregen und Anhaltspunkte zu liefern. ... Zwar wurde das Vorhaben, das Thema zu halten, angedacht, aber das hat letztlich nicht stattgefunden. ... Es wurde explizit gesagt, die Finanzmittel sind nicht da ... Es sind ja noch ein paar Leute dran, ... aber die haben jetzt keine Andockmöglichkeit, es brauchte ja nur ein Rahmen da sein, etwa eine Sekretariat, das dafür zuständig ist, irgendeine Bündelung von solchen Arbeiten. ... Mit dem Jubiläum war das Interesse der Universitätsleitung weg, naja, vielleicht war es noch da, aber es war dann so: ‚Vielen Dank, schön gemacht‘, das war’s.«* (H10)

Mithin wird der – für Auftragsforschung durchaus typische – Umstand kritisiert, dass über die konkreten jubiläumsbezogenen Aktivitäten hinaus keine weiteren Anschlüsse für die universitätsgeschichtliche Forschung geschaffen werden. In diesem Kontext wird gelegentlich auch eine unzureichende Würdigung der Forschungen seitens der Universitäten und ihrer Angehörigen bemängelt.

Die Geschichte einer Hochschule erscheint hier zwar als lohnenswertes Forschungsfeld, wenn auch mit sehr überschaubarem Interessentenkreis. Arbeiten dazu werden allerdings nur anlassbezogen aktiviert und reproduzieren sich wissenschaftlich nicht. Verbunden damit ist die geringe Wahrscheinlichkeit, durch eine Spezialisierung auf dieses Thema eine akademische Karriere begründen zu können. Wie diese Situation wahrgenommen wird, hängt nicht unwesentlich von dem Arrangement zur Erarbeitung der jeweiligen Universitätsgeschichte ab: Wahlweise schaffen Hochschulen Stellen auf Zeit oder greifen auf ihre eigenen Wissenschaftler/innen zurück, die – teils bereits bei der Berufung, teils durch Appelle und Anreize – zur Mitarbeit gewonnen (oder genötigt) werden.

Die befristeten Mitarbeiterstellen implizieren eine hohe Unsicherheit mit Blick auf die individuelle berufliche Zukunft, und zwar aus zwei Gründen: Zum einen ergeben sich nur selten Anschlussprojekte; zum anderen wird durch Projektforschung das Verfassen einer Dissertation oder Habilitationsschrift deutlich erschwert. Daraus resultiert nicht selten eine hohe Fluktuation der Mitarbeiter im Projektverlauf.

Ein Historiker, der speziell für die Erstellung einer Hochschulgeschichte angestellt worden war, rekapituliert diesen Umstand so: *»Natürlich ist es attraktiv, in so einem Team [für die jubiläumsbezogene Universitätsgeschichtsdarstellung] zu arbeiten. Aber der Qualifikationsdruck ist nicht unerheblich. ...*

Das Angebot ist an sich attraktiv, aber es ist klar, dass die Sache mit dem Jubiläum ausläuft, und man weiß nicht, wie es weitergeht. Man hat dann die ganze Zeit Universitätsgeschichte gemacht und hätte vielleicht etwas Anschlussfähigeres machen sollen. Bei mir ist ja alles wunderbar, hat ja alles geklappt. Aber ich kann die Kollegen verstehen, die günstigere Konstellationen suchen. Man sollte Universitätsgeschichte nicht aus Karrieregründen machen.» (H10)

Bei den Professoren hingegen ist die Kritik an mangelnder Würdigung durch die Hochschulleitung und Kollegen insbesondere Ausdruck des Umstands, dass sich die Mitarbeit an einer Universitätsgeschichte nur bedingt in wissenschaftliche Reputation umsetzen lässt. Dieser Malus solle daher durch lokale Wertschätzung ausgeglichen werden. Dieses geschieht freilich auch punktuell, sei es im persönlichen Kontakt, sei es durch Feierlichkeiten.

So berichtet der Herausgeber einer Universitätsgeschichte: *»Inneruniversitär hat das bestimmt dazu beigetragen, dass die Anerkennung für meine Person relativ groß war. ... Das hat damit zu tun, dass man ja dabei auch viele Leute innerhalb der Universität kennenlernt.« (H7)*

Allerdings ist dieser Anerkennung durchaus ambivalent, mischt sich diese doch oftmals mit Mitleid – bekanntermaßen eine Form von, wenn auch milder, Geringschätzung. Umgekehrt steigern derartige Berichte vom Mitleid der Kollegen den Heroismus des Sprechers.

»Ich kann jetzt nirgend mehr vortragen oder mich hinbewegen, ohne dass bei der Vorstellung gesagt wird, ich würde die Geschichte der Universität herausgeben.« Die Erwähnung der umfangreichen Bände und der damit verbundenen Arbeit »ist dann auf der Ebene zwischen Anerkennung und Mitleid.« Manche Kollegen seien da durchaus direkter und fragten: »Machen Sie etwa immer noch den Scheiß? Wie kann man nur so blöd sein.« (H7)

Derartigen – teilweise auch leicht (selbst-)ironischen – Kritiken an der mangelnden Anerkennung durch Kollegen, aber auch an deren geringem Interesse für die Forschungsergebnisse sowie an (Hochschul-)Geschichte allgemein liegt augenscheinlich eine fachkulturelle Selbstüberschätzung der eigenen gesellschaftlichen Relevanz zu Grunde. Implizit wird mit der Kritik der Anspruch erhoben, dass zumindest Kernbestände historischen Wissens um die eigene Einrichtung bei allen Hochschulangehörigen oder auch bei Politikern und Pressevertretern der Sitzregion Teil der Allgemeinbildung sein sollten. Ein ähnlicher Anspruch z.B. von Naturwissenschaftlern hinsichtlich ihrer Forschungsergebnisse hingegen würde mit hoher Wahrscheinlichkeit als Anmaßung empfunden werden.

Insgesamt tragen jubiläumsgebundene Hochschulgeschichtsprojekte deutlich die Charakteristika von Drittmittel- bzw. Auftragsforschung. Sie erfolgen darüber hinaus eher in einem Forschungsfeld als in einer Diszip-

lin. Hochschullehrer, die weiterhin ihre primären Forschungsinteressen verfolgen wollen, greifen daher auf Entlastungsstrategien zurück.¹³ Neben der – im hiesigen Kontext erfreulichen – Initiierung von Qualifikationschriften stehen dafür vor allem die sog. Buchbindersynthesen.

Ein Historiker, der mit der Erstellung eines hochschulzeitgeschichtlichen Bandes beauftragt wurde, ohne dass ihm jedoch nennenswerte zusätzliche Ressourcen zur Verfügung gestellt wurden, beschreibt sein Vorgehen so: *»Das haben wir nach Feierabend gemacht. ... Ich habe mir da einfach ein paar Mitarbeiter gesucht, von denen ich wusste, die haben da ein paar Themen am Wickel ... Das ordnet sich ja auch überhaupt nicht in meine sonstigen Forschungsinteressen ein ... Das sollte ja eine Institutionengeschichte werden: wer wann was gemacht hat.«* (H4)

Die Arbeit an der Universitätsgeschichte erfolgt dabei, angesichts der Jubiläumsbindung und der anvisierten öffentlichen Wirkung, unter enormen Termindruck seitens der Hochschulleitung. Deren starke Fokussierung auf den repräsentativen Aspekt umfangreicher Universitätsgeschichten – oder anders: ihr wesentliches Desinteresse an der inhaltlichen Ausgestaltung – gewährleistet zugleich eine grundsätzliche Freiheit der Historiker für ihre Untersuchungen.

Die Terminbindung, die sich der Herausgeber einer Universitätsgeschichte zu eigen gemacht hatte, zeitigte dann auch entsprechendes Verhalten: *»Ich bin dann nur noch durch die Uni gerannt und habe die Autoren systematisch bedroht, weil ich den ehrgeizigen Plan hatte, alle ... Bände auf einmal auf den Tisch zu legen. Aber das war aussichtslos, das geht einfach nicht, bei so vielen Autoren ist das unmöglich.«* (H7)

So gelingt es oftmals im Jubiläumsjahr nur, einen ersten Band der Hochschulgeschichte vorzulegen, womit den Bedürfnissen der Hochschulleitung jedoch bereits weitgehend entsprochen ist.

Ein Historiker stellt deutlich den Druck seitens der Hochschulleitung, deren Repräsentationsbedürfnis und die befreiende Wirkung der ersten Publikation gegenüber: Die Veröffentlichung des ersten Bandes der Hochschulgeschichte *»war ein Donnerschlag, denn viele Nörgler, die hier rumliefen, inklusive des Rektors, die hatten gesagt: ‚Ach, die werden doch nie fertig. Was ist denn das für eine Truppe?‘ Da habe ich auch drunter leiden müssen, unter diesem Vorwurf ... Und in dem Moment, als die ersten beiden Bände vorlagen und die das Format auch gesehen haben, also repräsentativ und leinengebunden usw., war der Druck aus dem Kessel raus. ... Das war wie ein Befreiungsschlag.«* (H1)

¹³ Inwieweit dieses geschieht, ist zum einen abhängig von den verfügbaren Ressourcen, zum anderen von dem Verpflichtungsgrad, der gegenüber dem hochschulgeschichtlichen Projekt empfunden wird. Hier reicht das Spektrum von der *»Ehrenpflicht«* (H2) bis zur lästigen Pflichtaufgabe.

Auch jenseits der Hochschulleitung sind die Bedürfnisse der Hochschulmitglieder hinsichtlich der inhaltlichen Ausgestaltung relativ gering, was zur grundsätzlichen Freiheit der wissenschaftlichen Arbeit beiträgt.

So berichtet ein Historiker, die Hochschulleitung und die früheren und heutigen Kollegen *»wollten gewürdigt wissen, dass sie also jetzt an einer bedeutenden Universität Hochschullehrer sind. Das soll auch der Sinn der Sache von Jubelschriften sein.«* (H4) Ein anderer ergänzt: *»Auch wenn nur ein erster Band zum Jubiläum vorgelegt werden konnte: Die Universität war im Grunde, ... stolz darauf, dass sie sich sieht in dem Buch.«* (H7)

Wesentlich entlasteter erfolgt dann die Veröffentlichung der restlichen Bände im forschungsbestimmten Rhythmus ihrer Fertigstellung. Die Orientierung der Hochschulleitung am termingerechten Erscheinen eines repräsentativen Werkes und die grundlegende Freiheit der Wissenschaftler im Hinblick auf die inhaltliche Ausgestaltung wird lediglich im Stadium der konzeptionellen Arbeit durchbrochen: Übereinstimmend berichten die Historiker, dass die Hochschulleitungen sich zumeist auf die Kenntnisnahme der Grundkonzeption beschränkten.

Durchgängig wird Hochschulgeschichte von den Historikern als ein Forschungsfeld begriffen, dass als *»schöner Fokus für viele wissenschaftliche Felder«* differenzierte Zugänge und Fragestellungen erlaubt: *»Disziplin als Praxis, Universität als Organisation und politisch-gesellschaftliche Struktur, Hochschullehrer als Sozialmilieu und politische Akteure, Studierende von der Rekrutierung bis zur Einbindung in Beruf und Universität in Politik, Gesellschaft und Kultur etc.«* (H7)

Entsprechend sei es gleichermaßen legitim, Hochschulen ebenso als wissenschaftliche wie auch als zeitgeschichtliche Einrichtungen zu thematisieren. Wissenschaftlich lasse sich weder eine zeitliche Fokussierung noch die Privilegierung eines spezifischen Zugangs begründen, etwa eine Priorisierung der Wissenschafts- oder Repressionsgeschichte. Zugleich seien *»Gedenklücken nicht zwangsläufig Forschungslücken«* (H10).

Dennoch könne es sinnvoll sein, etwa geschichtspolitisch relevanten Fragestellungen einen gewissen Vorrang zu geben. Allerdings müsse dieses von der Hochschulleitung so gewünscht, also politisch entschieden und finanziell abgesichert sein.

Es bleibt festzuhalten: Die Erstellung der Hochschulgeschichten steht nur bedingt im Einklang mit den Karriereerfordernissen der beteiligten Wissenschaftler/innen. Die eigentliche Forschungsarbeit erfolgt trotz der starken Abhängigkeit von der Hochschule weitgehend frei. Entsprechend dominiert die wissenschaftliche Ausrichtung des historischen Narrativs, die zugleich dafür sorgt, dass ein wesentlich geschichtspolitischer Zugang nirgends als zentraler Bezugspunkt zu identifizieren ist. Dafür bedürfte es, so es gewünscht wird, spezifischer Teilprojekte, die von der Hochschulleitung initiiert und finanziert werden.

3. Resümee

Die Interviews machen zunächst eines deutlich: Weder die Hochschulleitungen noch die Öffentlichkeitsarbeit, weder die Lehrenden noch die Studierenden drängt es quasi-natürlich zur zeitgeschichtlichen Befragung ihrer Bildungseinrichtung.¹⁴ Zugleich ist damit jedoch keineswegs ausgeschlossen, dass sie sich dafür interessieren ließen. Die Bedingungen, unter denen dieses geschieht, sind freilich unterschiedlich.

Für die Hochschulleitung und Öffentlichkeitsarbeit kann die Zeitgeschichte der eigenen Hochschule nur einen untergeordneten Aspekt im Rahmen ihres weitgefächerten Aufgabenspektrums darstellen. Im Zentrum steht vielmehr, die aktuelle Funktionserfüllung der Institution zu sichern. Dabei wird Zeitgeschichte nur dann relevant, wenn sie Störungen oder Probleme erzeugt – oder sich als deren Lösung anbietet. Das gilt vor allem für dreierlei:

- Jubiläen, die mit Darstellungschancen, aber auch -zwängen verbunden sind;
- Skandalisierungen bzw. Konflikte, die neben Imageschäden vor allem Opportunitätskosten verursachen;
- traditionsbezogene Imagebildung der Hochschule.

Deutlich schlagen in der hochschulzeitgeschichtlichen Selbstreflexion die Spezifika einer Expertenorganisation durch.¹⁵ Als solche zeichnen sich Hochschulen durch eine relative Autonomie ihres wissenschaftlichen Personals aus. Weil Hochschulen um ihrer Expertise willen existieren, stellt das Wissen das wichtigste Produktionsmittel der Organisation Hochschule dar. Dieses befindet sich in der Hand der Experten. Die wesentliche sachliche Bedingung, um die Expertentätigkeit ausüben zu können, ist hohe individuelle Autonomie. Verbunden mit dieser relativen Autonomie ist eine gewisse Illoyalität der Wissenschaftler/innen gegenüber ihrer je-

¹⁴ anders etwa Kowalczyk: »Wir reden ja hier nicht über einen Gartenzüchterverein oder eine Gruppe von Leuten, die sich irgendwie mit Aquaristik beschäftigen. Wir reden über eine Universität, da sollte man doch davon ausgehen, dass da gerade in der Gruppe der Hochschullehrer nicht nur ein hohes intellektuelles Niveau vorhanden ist, sondern eben natürlich auch ein kritisches Reflexionsniveau gegenüber Vergangenheit«, in: Claudia van Laak: Verschlussene Zeitzeugen. Ostdeutsche Hochschulen und ihre DDR-Vergangenheit. Deutschlandfunk, Studiozeit Aus Kultur- und Sozialwissenschaften, 9.9.2010, 20:10 Uhr

¹⁵ siehe Ralph Grossmann/Ada Pellert/Victor Gotwald: Krankenhaus, Schule, Universität: Charakteristika und Optimierungspotentiale, in: Ralph Grossmann (Hg.), Besser Billiger Mehr. Zur Reform der Expertenorganisationen Krankenhaus, Schule, Universität, Wien/New York 1997, S. 24–35

weiligen Hochschule. Die Experten an Hochschulen müssen permanent die Ansprüche zweier ungleichgewichtiger Loyalitäten ausbalancieren: einer Loyalität gegenüber der eigenen Profession, »die auf Identifikation beruht, und einer Loyalität, die interessensbasiert ist, wobei das Interesse sich oftmals darauf reduziert, seinen Lebensunterhalt zu verdienen«. ¹⁶

Basiert die Bindung an die Hochschule weitgehend auf deren Rolle als aktuellem Arbeitgeber, so sind die Normen der relevanten wissenschaftlichen Gemeinschaft stärker mit dem Selbstkonzept der Wissenschaftler verbunden. Überdies entscheidet die wissenschaftliche Gemeinschaft der prinzipiell Gleichen über die Vergabe von fachlicher Reputation. Während die Community überlokale Reputation verteilt, kann das Engagement in der Hochschule meist allenfalls lokalen Reputationsgewinn bringen. Die Orientierung an einer disziplinären Fachgemeinschaft bestimmt – über die Historiker hinaus – auch die geschichtliche Perspektive der Akademiker, d.h. historische Reflexionen beziehen sich zumeist auf die Geschichte der eigenen Disziplin. Kenntnis und Reflexion der eigenen Disziplinengeschichte ist häufig fester Bestandteil des professionellen Selbstverständnisses und dann auch entsprechend in die Ausbildung der Studierenden integriert.

Die binäre Struktur – hier die *scientific community*, dort die Sitzhochschule – macht es notwendig, dass für die Bearbeitung der Zeitgeschichte der eigenen Hochschule spezifische Kontexte geschaffen werden. Diese müssen – von den Historikern in den Interviews immer wieder thematisierte – drei zentrale Probleme bewältigen:

■ Die meist nur im Kontext von Jubiläen mobilisierbaren Ressourcen zur Schaffung eines solchen Kontextes sind zeitlich limitiert und weisen entsprechend alle Aspekte von Auftragsforschung auf. Folglich ist der Zerfall des geschaffenen Forschungszusammenhangs mit dem Ende des Jubiläums wahrscheinlich. Damit verschwindet ein Kontext, in dem Studierende für die Hochschulzeitgeschichte sensibilisiert werden konnten, bereits aktive (Nachwuchs-)Wissenschaftler/innen verlieren ihre Anschlussmöglichkeiten, und das künftige Unterschreiten des bereits erreichten Kenntnisniveaus wird wahrscheinlich.

■ Die lediglich anlassbezogene Aktivierung der Hochschulzeitgeschichte impliziert, dass eine Spezialisierung auf dieses Thema kaum eine akademische Karriere zu begründen vermag. Insbesondere die für Universi-

¹⁶ Uwe Schimank: Die akademische Profession und die Universität. »New Public Management« und eine drohende Entprofessionalisierung, in: Thomas Klatetzki/Veronika Tacke (Hg.), Organisation und Profession, Wiesbaden 2005, S. 143–163, S. 145

tätsgeschichten üblichen befristeten Stellen erzeugen eine hohe Unsicherheit mit Blick auf die individuelle berufliche Zukunft, und zwar aus zwei Gründen: Zum einen ergeben sich nur selten Anschlussprojekte, zum anderen wird durch Projektforschung das Verfassen einer Dissertation oder Habilitationsschrift deutlich erschwert. Daraus resultiert auch eine hohe Fluktuation der Mitarbeiter/innen.

■ Obendrein lässt sich die Mitarbeit an einer Universitätsgeschichte nur bedingt in wissenschaftliche Reputation umsetzen. Herausgeberin oder Organisator einer Universitätsgeschichte zu sein, kann im wesentlichen nur eine Steigerung des individuellen lokalen Renommees mit sich bringen. Der Verzicht auf überlokale Reputation muss entweder eine gewisse Kompensation erfahren oder aber erzeugt Frustration und entsprechende Ausweichstrategien.

Verstärkt wird dies dadurch, dass die meisten Akademiker nur temporär Mitglieder einer Hochschule sind. Mit dem beständigen Ausscheiden der Zeitzeugen – sei es durch das Studieneinde oder infolge des Hausberufungsverbots – geht der beständige Abriss des kommunikativen Gedächtnisses einher. Damit ist nicht nur der Verlust des bislang präsenten zeitgeschichtlichen Wissens verbunden, sondern auch das zentrale Movens zeitgeschichtlicher Selbstbefragung deutlich limitiert: die aus lebensgeschichtlicher Betroffenheit resultierende »Erinnerungsenergie«.¹⁷

¹⁷ Peter Reichel: Politik mit Erinnerung. Gedächtnisorte mit Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit, Frankfurt a.M. 1999, S. 289

die hochschule. journal für wissenschaft und bildung

Herausgegeben von Peer Pasternack
für das Institut für Hochschulforschung (HoF)
an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Redaktion: Daniel Hechler

Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg, Collegienstraße 62, D-06886 Wittenberg
<http://www.diehochschule.de>

Kontakt:

Redaktion: Tel. 03491/87 62 090, Fax: 03491/466 255;

eMail: daniel.hechler@hof.uni-halle.de

Vertrieb: Tel. 03491/466 254, Fax: 03491/466 255, eMail: institut@hof.uni-halle.de

ISSN 1618-9671, ISBN 978-3-937573-48-9

Die Zeitschrift „die hochschule“ versteht sich als Ort für Debatten aller Fragen der Hochschulforschung sowie angrenzender Themen aus der Wissenschafts- und Bildungsforschung. Als Beihefte der „hochschule“ erscheinen die „HoF-Handreichungen“, die sich dem Transfer hochschulforscherischen Wissens in die Praxis der Hochschulentwicklung widmen.

Artikelmanuskripte werden elektronisch per eMail-Attachment erbeten. Ihr Umfang soll 25.000 Zeichen nicht überschreiten. Für Rezensionen beträgt der Maximalumfang 7.500 Zeichen. Weitere Autoren- und Rezensionshinweise finden sich auf der Homepage der Zeitschrift: <http://www.diehochschule.de> >> Redaktion.

Das Institut für Hochschulforschung (HoF), 1996 gegründet, ist ein An-Institut der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (www.hof.uni-halle.de). Es hat seinen Sitz in der Stiftung Leucorea Wittenberg und wird geleitet von Peer Pasternack.

Als Beilage zu „die hochschule“ erscheint der „HoF-Berichterstatte“ mit aktuellen Nachrichten aus dem Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg. Daneben publiziert das Institut die „HoF-Arbeitsberichte“ (http://www.hof.uni-halle.de/publikationen/hof_arbeitsberichte.htm) und die Schriftenreihe „Hochschulforschung Halle-Wittenberg“ bei der Akademischen Verlagsanstalt Leipzig. Ein quartalsweise erscheinender eMail-Newsletter kann abonniert werden unter <http://lists.uni-halle.de/mailman/listinfo/hofnews>.

Coverabbildung: Sieghard Liebe: Schöna, Dezember 1984 (Ausschnitt). Entnommen dem Bildband: Sieghard Liebe, AnSprüche eines DDR-Jahrzehnts. Fotografien im Widerspruch zum Lösungsalltag, Centaurus Verlag, Freiburg 2011 m. frdl. Genehm. d. Verlags

Ein Vierteljahrhundert später Zur politischen Geschichte der DDR-Wissenschaft

Daniel Hechler, Peer Pasternack:

Unerschöpftes Thema. Das DDR-Wissenschaftssystem post mortem 6

Anita Krätzner-Ebert:

Der Mauerbau und die Universitäten der DDR 12

Elise Catrain:

Hochschule im Überwachungsstaat. Struktur und Aktivitäten des
Ministeriums für Staatssicherheit an der Karl-Marx-Universität
Leipzig (1968/69–1981) 24

Johannes Keil:

Militär(finanzökonomie) an der Universität. Eine Überlebensstrategie
der Wirtschaftswissenschaften der DDR-Humboldt-Universität 34

Thomas Klemm:

„Die ästhetische Bildung sozialistischer Persönlichkeiten“.
Institutionelle Verflechtungen der Kunstlehrausbildung
an den Hochschulen in der DDR 48

Peer Pasternack:

Soziologie im Industrieviertel. Arbeitssoziologische Forschung an
der Universität Halle-Wittenberg 1963–1989 62

Ulrich Wobus:

Das Institut Gatersleben 1943–1990. Eine außeruniversitäre
Forschungseinrichtung zwischen Selbstbestimmung und
politischer Lenkung 78

<i>Marie Teitge, Ekkehardt Kumbier:</i> Medizinisches Publizieren als Politikum. Zur Entstehungsgeschichte der Zeitschrift „Psychiatrie, Neurologie und medizinische Psychologie“ in der SBZ/DDR.....	89
--	----

<i>Krijn Thijs:</i> Die Dreiecksbeziehungen der Fachhistoriker. Überlegungen über den Umbruch in der ostdeutschen Geschichtswissenschaft.....	101
---	-----

<i>Daniel Hechler, Peer Pasternack:</i> »... nicht uninteressanter als andere Dinge auch«. Zeitgeschichte der ostdeutschen Hochschulen aus der Sicht ihrer Akteure	114
--	-----

FORUM

<i>Ulrich Müller, Lukas Bischof:</i> Über die Grenzen des traditionellen Hochschulverständnisses. Plädoyer für einen „erweiterten Hochschulbegriff“	132
---	-----

<i>Gangolf Braband:</i> Ein günstiges Zeitfenster. Die Gründung der Universität Luxemburg und der Einfluss internationaler Entwicklungen im Hochschulbereich	144
--	-----

PUBLIKATIONEN

Rezension: Jürgen Kaube: Im Reformhaus. Zur Krise des Bildungssystems (<i>Daniel Hechler</i>)	157
--	-----

<i>Peer Pasternack, Daniel Hechler, Tim Hutschenreuter:</i> Bibliografie: Wissenschaft & Hochschulen in Ostdeutschland seit 1945.....	161
---	-----

Autorinnen & Autoren	185
---------------------------------------	-----

Autorinnen & Autoren

Lukas Bischof, Dipl. Psych., Projektleiter bei der CHE Consult GmbH, Berlin.
eMail: lukas.bischof@che-consult.de.

Gangolf Braband, Dr., wissenschaftlicher Mitarbeiter, Forschungseinheit „Identités. Politiques, Sociétés, Espaces“ (IPSE) an der Universität Luxemburg. eMail: gangolf.braband@uni.lu

Elise Catrain, Dr. phil., Historikerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung Bildung und Forschung des Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen in Berlin. eMail: Elise.Catrain@bstu.bund.de

Daniel Hechler M.A., Forschungsreferent am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). eMail: daniel.hechler@hof.uni-halle.de

Tim Hutschenreuter M.A., Soziologe, Forschungsreferent am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). eMail: tim.hutschenreuter@hof.uni-halle.de

Anita Krätzner-Ebert, Dr. phil., Historikerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung „Bildung und Forschung“ des BStU. eMail: anita.kraetzner-ebert@bstu.bund.de

Johannes Keil, Dr. phil., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). eMail: johannes.keil@hof.uni-halle.de

Thomas Klemm, Dr. phil., freiberuflicher Kunstwissenschaftler und Ausstellungsmacher in Leipzig. eMail: post@thomasklemm.com

Ekkehardt Kumbier, PD Dr. med. habil., Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Universitätsmedizin Rostock. eMail: ekkehardt.kumbier@uni-rostock.de

Ulrich Müller M.A., Erziehungswissenschaftler, Leiter politische Analysen im Centrum für Hochschulentwicklung, Gütersloh. eMail: ulrich.mueller@che.de.

Peer Pasternack, Prof. Dr., Direktor des Instituts für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). eMail: peer.pasternack@hof.uni-halle.de; <http://www.peer-pasternack.de>

Marie Teitge, Dr. med., Universitätsmedizin Rostock. eMail: marie_teitge@web.de

Krijn Thijs, Dr. phil., Historiker, Duitsland Instituut Amsterdam, Universiteit van Amsterdam, Leibniz Summer Fellow 2015 am Zentrum für Zeithistorische Forschungen Potsdam. eMail: k.thijs@uva.nl

Ulrich Wobus, Prof. Dr. rer. nat. habil., 1992–2007 Geschäftsführender Direktor des Leibniz-Instituts für Pflanzengenetik und Kulturpflanzenforschung Gatersleben. eMail: ulrich.wobus@googlemail.com